

Panik im Gefecht : Erlebnisse eines deutschen Batteriechefs

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **116 (1950)**

Heft 4

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-22447>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Panik im Gefecht

Erlebnisse eines deutschen Batteriechefs

Trotz langjähriger Ausbildung im deutschen Heer erhielt ich nie einen Hinweis auf das Verhalten bei einer Panik. Großen Eindruck machte aber auf mich die Schilderung Ernst Jüngers in einem seiner Erlebnisbücher über den ersten Weltkrieg. Die Franzosen waren durchgebrochen und Jünger sollte nachts mit Soldaten, die er nicht kannte, einen Gegenstoß führen. Jünger schildert mitleidlos seine Aufregung und Angst. Er stellte seine Leute in einer Linie auf. Plötzlich bemerkte er, daß sich ein Mann einige Schritte hinter die Linie begab. Als er den Mann anschrte, entgegnete dieser, daß er Sanitäter sei und gemäß «Sanitätsvorschrift» beim Angriff einige Schritte hinter der Linie mitzugehen habe. Diese Antwort gab Jünger wieder die notwendige Ruhe, da er die im Heer fest eingewurzelte Disziplin erkannte.

Was ist eine Panik? Ein plötzlicher Zusammenbruch der militärischen Disziplin, meist ausgelöst durch Angstmomente. Es handelt sich um den elementaren Durchbruch des Selbsterhaltungstriebes ohne Rücksicht auf Kameraden, Untergebene oder Vorgesetzte. Von Panik ergriffene Truppen entgleiten ihren Offizieren und unterliegen nicht vorauszu sehenden Einflüssen. Panik läßt sich in Friedensübungen nicht darstellen. Besonders zu Kriegsbeginn kann deshalb die Unerfahrenheit militärischer Führer der verschiedensten Grade zu Panik Anlaß geben.

Am 2.9.39 marschierte meine Batterie (S.F.Hb. 18) über die Olsa ostwärts. Wir sahen den ersten Toten des Krieges, einen Polen, der vor einem brennenden Haus lag. Der Eindruck, den dieses Bild auf uns machte, war stark. Wenige hundert Meter später fiel plötzlich ein Gewehrschuß. Die Kolonnen hielten ohne Kommando. Der Ruf «Freischärler» ging durch die Reihen. Ich bekam den Auftrag, rasch nördlich der Straße gegen eine Mulde aufzuklären. Ich selbst wollte den Auftrag erledigen und ging zu Fuß mit einem Melder 100 m nach Norden und konnte die Mulde gut überblicken. Deutsche Truppen gingen entfaltet, aber ohne jede Feindberührung vor. In nächster Nähe wurden Pferde getränkt; der Schuß, der die Kolonnen auf der Straße zum Halten veranlaßt hatte, war dort gar nicht beachtet worden. Kurz, im Norden herrschte nicht die geringste Unruhe.

Ich begab mich zu meiner Batterie zurück. Der Munitionskolonnenführer, ein älterer Weltkriegsoffizier, sagte eben zu seinem Unteroffizier, die Pistole in der Hand: «Falle ich, übernehmen Sie das Kommando!» Ein Teil seiner Leute lag, gruppiert wie beim Sonntagsphotographen, um ihn herum und hielt mir die Gewehre unter die Nase. Mit wenigen Worten

machte ich dem Unfug ein Ende und gab meine Meldung weiter. Die Kolonnen hielten etwa 5 Minuten. Es zeigte sich, daß sogar ein General mitten unter uns, eingekeilt in die Kolonne, weilte. Auch ihm meldete ich meine Beobachtung.

Plötzlich schrie ein Kanonier: «Dort, dort – in der Fabrik!» und schon hatte er seinen Karabiner angelegt und feuerte gegen ein Fabrikgebäude. Daraufhin begann ein wildes Schießen, ungezielt, liegend und stehend, nicht nur gegen die Fabrik, sondern auch gegen Häuser knapp neben der Straße. Da auch südlich von uns Truppen marschierten, wurden auch diese von der Aufregung erfaßt. Nun prasselte das Feuer von zwei Seiten auf die Häuserzeilen und gegen die Fabrik. Viele der Soldaten sahen zum ersten Mal Mauerwerk unter Beschuß. Durch die offenen Fenster sah es aus, als ob im dunkeln Hintergrund eine Rauchentwicklung entstehen würde, was wiederum als Feuerabgabe eines feindlichen Schützen angesprochen wurde.

Inzwischen hatte ich den Schützen, der das Feuer eröffnet hatte, erreicht. Ich ließ mir sein «Ziel» zeigen: «Ein Kopf schaut aus dem Fenster.» Im Fernglas erkannte ich deutlich, daß es sich um eine Stützsäule handelte, die hell aus dem dunklen Hintergrund des offenen Fensters hervorleuchtete. Daraufhin schrie ich den Mann einmal scharf an, weil er ohne Feuerbefehl geschossen und kein richtiges Visier gestellt hatte. Dies hörte auch der General neben mir und nun griff auch er durch. Gemeinsam machten wir von unseren Trillerpfeifen Gebrauch, «Stopfen» (Feuer einstellen) rufend. Es dauerte noch einige Minuten, bis endlich völlige Ruhe herrschte. Meine Batterie (180 Mann) hatte nicht weniger als 1000 Patronen auf ein Phantom verfeuert. Mehrere Kraftfahrzeuge waren durch Nahschüsse aus eigenen Waffen beschädigt worden. Wie durch ein Wunder waren keine blutigen Verluste aufgetreten.

Aus diesem Panikfall zog ich folgende Lehren: Frisch ins Gefecht ziehende Truppen – besonders bei Kriegsbeginn – sind sehr empfänglich für den Anblick von Toten oder Verwundeten. Unsicher werdende Offiziere können Disziplinlosigkeiten auslösen und vergrößern, die schwere Nachteile hervorrufen. Besonders motorisierte Truppen, die weit auseinandergezogen marschieren und von den Offizieren nicht in allen Teilen überwacht werden können, sind leicht Opfer von Täuschungen.

Schon wenige Tage später versetzten einzelne Schüsse und auch das Betrachten schwerster Verstümmelungen die Truppe nicht mehr in Unruhe. Die Offiziere bekamen die notwendige Sicherheit und die Mannschaft stumpfte rasch ab.

Bei dieser Gelegenheit sei auch ein Unfug geschildert, vor dem nicht genug gewarnt werden kann. Meine Batterie ging am Abend des 2.9. in

Stellung. Es wurden rund um die Batterie einige Wachposten aufgestellt («von jedem Geschütz ein Mann»). Tiefe Ruhe herrschte. Die Sinne waren aber trotz der Anstrengungen des Tages alles eher als schlaff. Plötzlich der Postenruf «Halt! Wer da?» Ich sprang auf, zog die Pistole und schon ertönten von den anderen Posten Rufe. Eine Leuchtkugel stieg auf, allenthalben Unruhe, Rufe. Aber schon war ich bei dem Wachposten, der gerufen hatte. Es stellte sich heraus, daß er sich «spasseshalber» zu seinen Kameraden gewendet hatte. Der Kanonier hatte nicht bedacht, daß man in der nächtlichen Stille seinen Ruf weithin hörte und daß dieser bei der allseits gespannten Aufmerksamkeit sofort Reaktionen auslösen mußte. Einige Tage später wurde sogar durch die mißbräuchliche Verwendung der Pfeifpatrone (war vorgesehen für Gasalarm) ein großer Frontabschnitt in Unruhe versetzt.

Lehre: Posten im Wachdienst haben jede Ablenkung zu vermeiden und sich strikte an ihre Obliegenheiten zu halten. Die mißbräuchliche Verwendung der vorgeschriebenen Alarmrufe ist scharf zu unterbinden.

Ende Juni 1941, als meine Batterie zu einer Korpsvorausabteilung gehörte und von Slonim nach Norden befohlen wurde, war die Lage sehr unklar. Wir hatten Befehl, Anschluß an die Vorausabteilung zu gewinnen. Mein Artillerie-Abteilungskommandeur besprach mit mir die Lage. Im Osten war zweifellos der Feind. Vom Westen kamen keine Melder durch und im Süden waren wir eben in Feindberührung gestanden. Nun marschierten wir nach Norden, von wo gleichfalls Gefechtslärm zu vernehmen war. (Wir ahnten damals nicht, daß wir in einen großen russischen «Kessel» eindringen!) Dazwischen rollte meine Batterie 21 cm Mörser (Haubitzen mit Drehscheiben und 17 km Schußweite). In der Unerfahrenheit der ersten Kampftage im Osten hatten wir auch von den primitivsten Sicherungen (vorausgesandte Späher auf Krafrad, vorgeschobene Beobachter mit Funkgerät auf Kraftwagen) keinen Gebrauch gemacht. Wir hatten uns zu sehr darauf verlassen, von anderen Truppen geschützt zu werden.

Als wir eben aus einer Stellung vormarschieren sollten, stellte ich meine Batterie marschbereit auf der Straße auf. Teile des Führungsapparates der Batterie und leider auch alle Offiziere waren vom Abteilungskdt. bereits vorbefohlen und im neuen Beobachtungsraum eingewiesen worden. Die Batterie war durch eine zugeteilte Munitionsstaffel bedeutend verstärkt. Als wir eben losrollten, kam uns plötzlich ein offener Kraftwagen entgegen, in dem ein Oberzahlmeister wild gestikulierte und ununterbrochen rief: «Panzer kommen, russische Panzer kommen!»

Die folgenden Ereignisse spielten sich in wenigen Sekunden ab. Die Kanoniere sprangen von den Kraftfahrzeugen, Ausrüstungsgegenstände fielen unter Fahrzeuge und Geschütze, einige Kraftfahrzeuge wendeten auf der

sehr breiten Straße und fuhren davon. (Sie blieben durch mehr als eine Woche verschollen und waren 50 km weit geflüchtet). Binnen 20 Sekunden stand ich mit Ausnahme meines Kraftfahrers und eines Wachtmeisters völlig allein. Nur durch erheblichen Stimmaufwand gelang es mir, den Kraftfahrer der ersten Zugmaschine aus einem Betonrohr, worin er sich aus Angst verkrochen hatte, herauszuholen und zu bewegen, seine Zugmaschine mit der angehängten Geschützlast quer zur Straße zu stellen, damit eventuell kommende Panzer aufgehalten werden konnten. Den Wachtmeister beauftragte ich, alle Kanoniere nächst der Straße zu sammeln und dafür zu sorgen, daß sie sich mit ihren Handwaffen versahen. Ich fuhr allein nach vorne, um zu erkunden. Schon nach 10 Minuten hatte ich Anschluß an die vordere Linie. Es zeigte sich, daß wohl einige Spähwagen im Vorgelände kurvten, von einer Bedrohung aber konnte keine Rede sein. (Meine Kanoniere schossen am nächsten Tag einen solchen Bronieford zusammen). Meinem Kommandeur verschwieg ich zunächst den Zwischenfall, da in der vordersten Linie absolute Ruhe herrschte und ich mich lächerlich gemacht hätte. Dann holte ich die Batterie nach vorne. Ich hatte aber die größte Mühe, die Kanoniere aufzufinden. Von den 54 Kraftfahrzeugen waren 5 verschwunden, darunter auch ein wertvoller Gerätewagen.

Als wir in der neuen Stellung eingerichtet waren, kamen die Unteroffiziere einzeln zu mir, um sich wegen ihres Verhaltens, für das sie sich schämten, zu entschuldigen. Ich rief die ganze Batterie zusammen und hielt eine eingehende Belehrung über das Verhalten bei drohender Panzergefahr während des Marsches. Da die 21 cm Mörser etwa 30 Minuten Arbeit erfordern, um schußfertig gemacht zu werden, kam eine Abwehr mit Geschützen nicht in Frage. Als Leitgedanken stellte ich daher heraus:

1. Die Fahrzeuge verschwinden rasch in Waldwege oder Vertiefungen. Mannschaften sitzen bewaffnet ab.
2. Die schweren Geschützlasten blockieren die Straße an jenen Stellen, wo eine Sperre lohnend ist.
3. Eine selbständige Aktion darf nur angesichts drohender Gefahr von Unterführern ausgelöst werden.

Die Lehren aus diesem Panikfall: Fremde Offiziere können selbst bei einer gut eingespielten Einheit mit Schreckensgerüchten arge Verwirrung stiften. (Der Zahlmeister wurde gemäßregelt.) Die Möglichkeiten der Einflußnahme auf die Unterführer der motorisierten Batterie waren gleich null. Insbesondere konnte der schließende Wachtmeister nicht rasch verständigt werden, um die fliehenden Fahrzeuge anzuhalten. Eine Funklinie zwischen Batterieführer und Schließenden hätte die Auswirkungen der Panik abgeschwächt. Einheiten, die über keine geeigneten Waffen zur Panzerabwehr

verfügen, sind für Panik besonders anfällig. Einmal in Stellung, blieb die Batterie selbst in schwierigen Lagen krisenfest.

Obwohl die Batterie sich an diesem Tag von einer wenig erfreulichen Seite gezeigt hatte, legten einige Stunden später die meisten Kanoniere Beweise der Disziplin und des Mutes ab.

Am 13. August 1941 abends waren wir im nördlichen Umfassungsflügel der Einkreisungstruppen der Kiewer Schlacht eingesetzt. Der Angriff hatte am 12. begonnen und gewann rasch nach Süden Raum. Meine Batterie hatte eben Stellungswechsel gemacht. Ich wurde vom Abteilungskommandeur vorbefohlen, um den Bereitstellungsraum für die Nacht noch bei letztem Licht zu sehen. Wir sollten an einem Waldrand in Marschkolonne stehen bleiben. Der Wald selbst war schon mit Trossen aller Art gefüllt. In einem Wäldchen nördlich lag der Divisionsstab, wenige hundert Meter nordwestlich auf freiem Feld eine leichte Flabbatterie. Vor uns (gegen Süden) waren einige Bataillone und auch feuernde leichte Batterien in Stellung.

Als meine Batterie herangerollt war – es war inzwischen tiefe Nacht – stellte ich sie mit engen Abständen auf, befahl Auftanken, Essensausgabe, die Aufstellung einer Wache in Stärke von 12 Mann (also je 4 Mann im Dienst) und sofortige Nachtruhe. Es war sehr warm und wir schliefen auf dem bloßen Boden. Nach einiger Zeit wurde ich vom Wachhabenden geweckt. Er meldete, daß er russisch sprechen gehört habe. Die Stimmen seien aus Richtung Nord zu vernehmen gewesen. Ich blieb liegen, befahl jedoch erhöhte Aufmerksamkeit und das Aufstellen sämtlicher Wachposten. Ich schenkte der Meldung zunächst keinen Glauben.

Nach einigen Minuten wurde es im Batteriebereich unruhiger. Die Wachposten machten bedeutend mehr Lärm als gut war. Einige Kanoniere beteiligten sich freiwillig beim Postenstehen – ein untrügliches Zeichen beginnender Unruhe. Ich aber blieb absichtlich liegen, nur die Leuchtpistole zog ich näher heran. Schließlich hörte man das Getrappel vieler Pferde, Motorengeräusch und Kommandorufe in russischer Sprache. Meine Offiziere wollten unbedingt mit Gewehr und Maschinengewehr in Richtung Nord feuern lassen. Ich verbot dies ausdrücklich, da ich als einziger noch bei Tageslicht die enge Truppenmassierung gesehen hatte und mir durchaus bewußt war, in welche Gefährdung wir den Divisionsstab, die Flabbatterie und uns selbst (zwischen den Trossen und den Russen) bringen würden. Immer wieder hörte ich die aufgeregte Frage: «Was macht der Kommandant?» Die Antwort: «Er liegt noch», beruhigte sie. Ich wußte, die geringste Nervosität meinerseits mußte das Schießen auslösen und damit arge Verluste in den eigenen Reihen bringen. Daß die Sowjets nicht bis zu uns vor-

stoßen würden, konnte ich mir ja denken, denn die Waldkulisse mußten sie trotz der Dunkelheit erkennen.

Aus den Geräuschen im Norden war dann zu entnehmen, daß die Feindkolonne zum Abmarsch ansetzte. Erst als die Kolonne in einer für uns günstigen Position stand, feuerte ich die Leuchtpistole ab. Die Russen wurden dann von der Flabbatterie, die bedeutend günstiger im Verhältnis zu anderen ruhenden Truppen stand, erfaßt und ziemlich arg mitgenommen. Wir selbst machten einige Gefangene.

Bei Tageslicht konnten wir feststellen, daß ein Schießen unsererseits böse Verluste in den eigenen Reihen hätte geben können. Nur wenn wir im Besitz von Gewehrgranaten gewesen wären (erst ab 1942 ausgegeben), hätten wir einen risikolosen Beschuß durchführen können. Als Lehre behielt ich, daß sich bei der Kampfweise in Rußland die Batterie wie ein Igel zusammenziehen soll und daß mit den unmittelbaren Nachbarn Kontakt vor der Nacht aufgenommen werden muß. So wird vermieden, daß sich Truppen gegenseitig beschießen und daß im Rücken der ruhenden Verbände ungeschützte Lücken entstehen.

Der vereinzelte russische Verband war aber nur ein Teil von jenen Truppenmassen, die noch in den Wäldern steckten und von denen wir noch keine Kenntnis hatten. Bald sollte es deshalb zu einer gefährlichen Panik kommen.

Am nächsten Morgen führte ich meine Batterie in eine Stellung am Nordrand einer Ortschaft. Hinter der Batterie (Schußrichtung Süd) lag freies Gelände bis zu 3 km; anschließend waren dichte Wälder, eben jene Wälder, die noch voll Sowjettruppen steckten. Der Batterie war ein Sonderfunkgerät für den Verkehr mit dem Artillerieflieger zugeteilt worden. Ich selbst begab mich mit dem notwendigen Personal auf eine 4 km im Süden liegende Höhe, um von dort aus den weiteren Vormarsch überwachen zu können. Kaum auf der Höhe angelangt, hatten wir schon Verluste. Zahlreiche sowjetische Panzer lagen in einer Sumpfstelle festgefahren. Beim Absuchen des Umgeländes nach Versprengten wurden wir aus Gebüsch von den geflüchteten Besatzungen beschossen und mit Handgranaten beworfen. Als ich von der Feuerstellung mit Funk Ersatz anforderte, kam folgender Spruch durch: «Batterie wird selbst angegriffen, Personalabgabe unmöglich. «Da von der Beobachtungsstelle ohnehin nicht die gewünschte Sichtmöglichkeit bestand und da auch die Feuerstellung nicht mehr auf Funkbefehle reagierte, fuhr ich mit meinem Personal zur Stellung zurück.

Als ich dort ankam, bot sich mir folgender Anblick: Die gesamte Mannschaft war auf etwa 10 Fahrzeugen in dichten Trauben aufgesessen und fuhr in irrsinniger Angst Richtung West. Ich zog sofort meine Pistole und war fest entschlossen, bei Nichtbefolgung meines Haltebefehls auch von der

Waffe Gebrauch zu machen. Offiziere und Unteroffiziere waren gleichfalls unter den Flüchtenden. Es gelang mir, mit Ausnahme des ersten Fahrzeuges alles anzuhalten und in die Stellung zurückzuführen. Aus den nördlich gelegenen Wäldern quollen in dichten Kolonnen die Sowjets heraus. Da die Batterie bereits einen Toten und mehrere Verwundete hatte und wegen der konstruktiven Eigenart der Geschütze ein Schießen nach Norden nicht ohne weiteres möglich war, hatten die jungen Offiziere die Nerven verloren, konnten die Panik der Mannschaft nicht beherrschen und suchten ihr Heil in der Flucht.

Zunächst befahl ich, ein Geschütz auf der Stützplatte zu drehen und ohne Verankerung mit erster Ladung zu schießen – ein sehr gewagter Befehl. (Wurde erst 1943 in den Vorschriften als möglich bezeichnet). Mit dem Großteil der Kanoniere besetzte ich ein kleines Wäldchen unmittelbar neben den Geschützen und unterhielt lebhaftes Gewehr- und MG-Feuer auf die marschierenden Feindkolonnen. Die knapp neben den Geschützen stehenden Kraftfahrzeuge (die «Protzenstellung») war innerhalb 2 Minuten zu einer feuerspeienden Wagenburg geworden.

Kaum hatten wir die ersten Schüsse abgegeben, kamen von allen Seiten Versprengte heran. Bis zum Nachmittag hatte ich schon zwei starke Züge aus ihnen gebildet.

Als sofortiger Erfolg zeigte sich, daß die Sowjets unsere Igelstellung im großen Bogen umgingen. Sie kamen aber dadurch in den Wirkungsbereich der anderen Geschütze und wurden im Geschützfeuer bekämpft. Dabei gab es wegen der geringen Auftreffwinkel Abpraller mit großer Wirkung. Mit Hilfe des starken Funkgerätes standen wir dauernd mit dem Flugplatz der Artillerieflieger in Verbindung. Von dort erfuhr ich erstmals, daß ein Infanteriebataillon zum Einsatz befohlen sei. Auch mit meinem Abteilungskommandeur konnte ich Funkverbindung halten. Eine Feuerunterstützung von den beiden anderen Batterien, die nicht in Mitleidenschaft gezogen worden waren, mußte ich wegen der zahlreichen deutschen Versprengten im Umgelände ablehnen. Das Feuer einer deutschen Kanonenbatterie auf unsere Stellung konnte ebenfalls in letzter Sekunde verhindert werden.

In den späten Nachmittagsstunden war dann wieder eine feste Verbindung zu den Nachbartruppen hergestellt und auch das Einsatzbataillon war durchgekommen. Es zeigte sich, daß zahlreiche Trosse und abgesplitterte Einheiten in unserer nächsten Nähe schwere Verluste an Mannschaft und Material durch die Sowjets erlitten hatten.

Dieser Panikfall war für mich besonders lehrreich: Die Truppe war darauf vorbereitet, den Gegner vor sich zu haben. Als er mit starken Kräften

im Rücken auftauchte und die Batterie sich mit ihren großkalibrigen Geschützen nicht zu helfen wußte, verfiel sie der Panik. An die Verwendung der Handfeuerwaffen wurde zunächst nicht gedacht. Immerhin wäre die Panik nicht aufgekommen, wenn die Division zeitgerecht eine Warnung durchgegeben hätte. Für später wurde daher auch bei der Wahl der Feuerstellung und beim Einbau der Geschütze darauf Rücksicht genommen, daß womöglich ein Geschütz entgegen der Hauptschußrichtung wirken konnte. Der Nahverteidigung wurde viel mehr Augenmerk zugewandt. Auch zeigte der Panikfall, daß eine Truppe, die fest in der Hand ihres Kommandanten liegt, wie ein Magnet auf die zahlreichen Versprengten wirkt.

Aber die Wälder waren noch immer nicht leer. Am nächsten Tag setzten wir in südwestlicher Richtung unseren Vormarsch fort. Dabei hatte meine Artillerieabteilung überholend Feuerschutz zu geben. Bis zum Abend hatten wir keine nennenswerte Feindberührung. Gewitzigt jedoch durch die Ereignisse der letzten 24 Stunden stellte ich knapp vor der Nächtigung einen starken Zug aus meinen Kanonieren zusammen und fuhr Richtung Nord los. Nach etwa 15 Minuten hatten wir nicht weniger als 70 Gefangene gemacht. Ihre Aussagen bewiesen, daß die Wälder nördlich noch voll Truppen steckten.

Zurückgekehrt veranlaßte ich sofort das In-Stellung-Gehen der Geschütze, obwohl unsere Marschgruppe den Befehl erteilt hatte, daß im wesentlichen keine Feindeinwirkung zu erwarten sei. Unsere Marschgruppe bestand aus einer Sturmgeschützatterie, einigen Infanteriekompagnien, einer Feldhaubitze-Batterie und meiner 21 cm Mörserbatterie, außerdem aus Stäben, deren Truppen zum Teil noch 20 km weitab standen. Im Morgengrauen, als dichter Nebel einfiel, sollte die Marschgruppe antreten, voran die Sturmgeschütze. Zuerst war ein 2 km langes Straßendorf in Richtung West zu durchqueren.

Die Sturmgeschütze und die erste Infanteriekompagnie waren noch nicht 5 Minuten weg, als aus dem Nebel wilder Kampflärm drang. Deutlich waren russische «Urräh-Rufe» zu vernehmen. Einige Infanteristen liefen zurück. Geistesgegenwärtig ließ der Batterieführer der Haubitzebatterie sofort abprotzen und die Geschütze, Rad an Rad, mit horizontalen Rohren am Ortseingang aufstellen. Ich war froh, meine Batterie noch in Stellung zu wissen.

Der Lärm und die zurückgehende Infanterie, die wir im ersten Moment nicht beachteten, hatten schon die Panik ausgelöst. Neben mir warf sich ein junger Offizier zu Boden, schrie ununterbrochen: «Das ist ja furchtbar, das ist ja furchtbar!» und war nicht zu bewegen, eine klare Meldung abzugeben. Die zahlreichen Trosse hatten inzwischen umgedreht und entwichen in immer rascherer Gangart.

Ich stand neben dem Führer der Marschgruppe, einem Artillerieobersten. Ich bat ihn um einen Befehl für meine in Stellung befindliche Mörserbatterie. Er gab mir keinen Befehl. Daraufhin gab ich durch den Fernsprecher die Weisung an die Feuerstellung, daß sofort die nach rückwärts kommenden Trosse aufzuhalten seien. Meinen Abteilungskommandeur, der gänzlich unbeteiligt noch weiter hinten lag, erreichte ich gleichfalls fernmündlich, meldete und erbat die Bildung einer Kompagnie aus Artilleristen, denn zweifellos waren vor uns im Nebel starke russische Kräfte.

Was ich kaum gehofft hatte, gelang. Die Trosse wurden gesammelt und ihre zügellose Flucht angehalten, ohne daß meine Batterie nur im geringsten davon in Mitleidenschaft gezogen wurde. Mein Abteilungskommandeur war in wenigen Minuten mit allen zur Verfügung stehenden Soldaten geordnet herangefahren.

Inzwischen war der Gefechtslärm in der Ortschaft heftiger geworden. Wilde Schreie kamen immer näher. Motorengeräusch wurde hörbar. Es war klar, der Gegner wollte nach Osten – Richtung auf uns – ausbrechen. In dieser Lage gab ich das erste Feuerkommando an die Batterie. Nach der Karte verlief die Straße geradlinig durch den Ort. Die Batterie selbst stand neben der Straße. Ich rief den ersten Schuß ab, korrigierte nach dem Gehör und streute dann mit je 50 m Abstand mit Salven den Ort ab. Auch die Feldhaubitzbatterie begann zu feuern und hatte binnen weniger Minuten 400 Granaten verschossen. Das starke Artilleriesfeuer beruhigte die eigenen Truppen zusehends. Endlich lichtete sich der Nebel und die durchbrechende Sonne beleuchtete eine grauenhaft zerfetzte russische Kolonne aller Waffen, etwa brigadestark. Fahrzeuge brannten, Verwundete wälzten sich und Tote lagen herum. Allerdings war die deutsche Sturmgeschützbatterie, die mitten in die Sowjetkolonne hineingeraten war, arg in Mitleidenschaft gezogen worden. Nachträglich stellte sich heraus, daß die Infanteriekompagnie, die durch ihr Zurückweichen uns an den Rand einer Panik gebracht hatte, nur 2 Tote und 4 Verwundete zählte. Unser Artillerieverband zu Fuß hatte mehr Opfer.

Als Lehre zeigte sich klar, daß die Artillerie gelegentlich krisenfester als die Infanterie sein kann, wenn sie sich aller ihrer Mittel bedient. Ohne die kräftige Wirkung der Artillerie hätte es eine Panik gegeben, die Anlaß zu einem bösen Rückschlag gewesen wäre.

Auch der Beschuß durch eigene Waffen kann Panikfälle auslösen, insbesondere der Beschuß durch eigene Flugzeuge. So scheiterte beispielsweise ein Entsatzangriff im Winter 1942 bei Woronesch nur deshalb, weil deutsche Zerstörerflugzeuge den Kompagnieführer verwundeten. Daraufhin ging die Kompagnie wieder in die Ausgangsstellung zurück, trotzdem sie

den Erfolg fast in den Händen hatten. Im Dezember 1941 sollte ich eine aus Artilleristen gebildete Kompanie zum Flankenschutz eines Bataillons heranzuführen. Der Kommandeur dieses Bataillons erlitt einen Nervenzusammenbruch. Ich kam eben dazu, wie nicht weniger als 24 Mann den Oberstleutnant zurücktransportierten. Nur der Tatkraft eines ganz jungen Offiziers ist es zu verdanken, daß sich das starke Bataillon nicht überhaupt auflöste. Viele der Soldaten meinten, der Krieg wäre für sie zu Ende, als ihr Oberstleutnant abgeschleppt wurde.

Panik ist unvermeidlich. Der Offizier wird gut tun, sich selbst immer wieder zu prüfen, wie er sich in Kriegslagen verhalten würde. Die «Zivilcourage» und andere im täglichen Leben auftretende Eigenschaften bilden aber keine Gewähr dafür, daß im Ernstfall eine Panik gemeistert wird. Persönlichkeitswert und eine schnelle Auffassungsgabe sind die Voraussetzungen, um die Panik zu beherrschen. Darum kann eine Panik vom einfachen Soldaten so gut wie von einem General gemeistert – oder ausgelöst werden.

Die Bekämpfung von Tiefangriffen mit truppeneigenen Mitteln

Von Urs Deffner, Oblt. der Flabtruppe

Jedermann ist der Grundsatz der Taktik geläufig, daß Wirkung vor Deckung geht. Aber es ist geradezu erstaunlich, in welchem geringem Maße diesem Grundsatz beim Verhalten von Truppen gegenüber Fliegerangriffen Rechnung getragen wird. Immer wieder trifft man bei Angehörigen aller Waffengattungen, ja sogar bei solchen der Flab, wenn sie nicht gerade die Hand oder den Fuß am Abzug ihrer Waffe haben, die Ansicht, daß bei Angriffen durch Tiefflieger Deckung den einzigen und besten Schutz darstelle.

Dabei kann man speziell aus den Berichten der Flieger im russischen Feldzuge mit aller Deutlichkeit ersehen, daß das Feuer aus den Handfeuerwaffen der überflogenen und angegriffenen Erdtruppen von Tieffliegern sehr gefürchtet war und zu zahlreichen Beschädigungen und Abstürzen führte. Diese Art von Fliegerabwehr wurde besonders von den Russen intensiv gehandhabt. Die Russen ließen mit sämtlichen zur Verfügung stehenden Waffen auf Tiefflieger schießen.

Da wir nichts unterlassen dürfen, um jeden Einsatz eines eventuellen Gegners so teuer und unrentabel wie nur möglich werden zu lassen, muß auch diesem Problem volle Aufmerksamkeit geschenkt werden. Es wiegen